

Die Neue Welt

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

Luisa

Erzählung von Helene Voigt-Diederichs

(Fortsetzung.)

In paar Wochen lang gähnte ein dunkles Loch. Man stand und sah hinab, und hatte vieles vergessen von dem, was sonst wichtig war. Dann aber wagten die Füße sich über das Loch zu heben, und bald war es ein gewohnter Weg. Anfangs packte man wohl noch ein wenig auf, fühlte einen kühlen Luftzug aus dem Dunkel heraus, dann war auch das vorbei. Man erschrak beinahe, als Weihnachten kam und es nun schon drei Monate waren seit des Vaters Tod.

Im Grunde hatte sich ja nicht viel geändert. Die Wirtschaft war sich überall gleich geblieben. Jasper war ganz von selber in alle Arbeit hineingeklitert, die früher noch der Vater getan hatte. Was sollte denn sonst sein? Gewiß, er hätte es ja tun können: seine Sachen zusammenpacken und in die Fremde gehen. Aber das war etwas, das sich schlecht ausdenken ließ. Nicht etwa der Mutter oder Davids wegen, das lag ganz anderswo. All sein Leben war von Anfang an hier festgebunden. Das alte Haus, in dem man bekannt war wie die Zunge im eigenen Mund, jeder Stein, jedes Vieh, jeder Busch auf dem Feld, jeder Wind, der hier wehte und sprach wie ein Freund, und die Wolken, die Sonntags anders als sonst über die grauen Eschen hinzogen, leicht und rasch wie die Kirchwagen draußen auf der Landstraße — all das gehörte zu ihm, wie sein Auge oder eine Hand, und hatte nichts zu tun mit den Befehlen über Erbschaft und Erstgeburt, die sich die Menschen gemacht haben.

Außerdem war etwas sehr Wertwürdiges geschehen, das alle seine Gedanken in eine andere Richtung schob. Die Bäckersfrau hatte es auf dem Hof erzählt und auch in der Zeitung hatte es mit gedruckten Buchstaben gestanden: Luisa Tams hatte sich mit

einem Steuermann von der Marine verprochen und schon zu Pfingsten sollte die Hochzeit sein.

Aber ganz so weit kam es nicht. Aus der Hochzeit wurde eine Totenfeier, denn drei Tage vorher erkrankte Ludwig Traussen mitsamt zwei Matrosen und seinem Boot draußen in der Ostseebucht. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, denn der steife Ostwind allein hätte das nicht zutage gebracht. So mußte man wohl annehmen, das Segel war an einer Boje hängen geblieben, oder daß sonst irgendwie der Teufel seine Hand im Spiel gehabt.

Manchmal kam etwas in ihm hoch, das wünschte und sehnte sich über die Wochen danach, Luisa zu begegnen; Gott, nichts weiter, nur ganz still ihr ins Gesicht sehen. Aber dann fiel ihm sofort ein, daß er irgend etwas Oeffentliches würde sagen müssen, so wie man jemand zu seinem Geburtstag grüßt: gratuliere auch — bloß das Gegenteil davon. Das waren doch Dinge, die sich überhaupt nicht aussprechen ließen, und wer sie hätte anhören müssen, konnte auch nicht weiter froh drum sein.

Also blieb gar nichts anderes, als ganz still seinen Weg weitergehen. Luisa war da, irgendwo in der Welt, das war außer der täglichen Arbeit alles, was man zum Leben nötig hatte.

Die Mutter trug, seit Jahr und Jahren schon, ihre Kastanien in der Tasche, aber das alte Mittel wollte nicht mehr verschlagen. Sie fing an, immer ärgerlicher an der Gicht zu leiden. Ihre Füße in den weiten Zugstiefeln waren ganz vercrampft, und ihre Finger blieben tagelang wie Krallen stehen.

Sie hatte immer die größte Angst davor gehabt, eine Schwiegertochter ins Haus zu bekommen, und noch dazu eine, deren Geldsack nicht groß genug war. Doch nun lag sie David alle Tage damit in den Ohren, und es wurde ein Grund mehr für ihn, keine Gelegenheit zu versäumen, mit Mädchen zusammen zu sein. Aber er fand die rechte nicht, denn er war doch elgen mit der, die er für immer hätte haben mögen, und so reich war keine, daß es sich lohnte hätte, sie bloß des Geldes wegen zu nehmen.

Mit seinem gelben Einspänner jagte er viel in den Dörfern umher. Er hatte ein Gewerbe in jedem Haus, wo eine hübsche Tochter war. Er fehlte bei keinem Tanz und keiner Lustbarkeit, hielt seine Dame



Die Hauptstadt der neuen Republik Finnland: Hafenpartie in Helsingfors.

Gott allein mochte wissen, was mit Luisa war. Niemand hatte sie mit Augen gesehen, aber es wurde gesagt, daß sie keine Träne geweint hatte, sondern durch Wochen und Monate wie ein Bild von Stein gewesen war, so daß man zweifeln mußte, ob denn überhaupt noch ein lebendiges Gefühl in ihrem Leib sei.

Jasper fragte niemals nach Luisa; alles, was er hörte, sammelte er still in sich, und nahm es oft am Tage heraus und besah es und fühlte jedesmal eine leise Veränderung dabei. Ob es eigentlich weh tat oder gut war, das konnte er nie ganz verstehen. Wahrscheinlich war es weh und gut zugleich, und hatte mehr Wert, als alles sonst in seinem Leben.

frei — Bier oder Lederwerk, sie brauchte nur den Mund aufzutun! Er begannerte gern und ließ sich gern bewundern, verlebte sich sechsmal in der Woche und zweimal am Sonntag, und wußte es doch so einzurichten, daß keine völlig fest an ihm wurde. Und das mußte man ihm lassen, schlecht war er nicht gegen eine Frau, mit der er seinen Zeitvertreib gehabt hatte. Er stellte ihr in aller Güte lang und breit vor, daß die Sache da mit ihnen beiden auf die Dauer doch nicht gehen würde. Denn treu

Wortwechsel:



Tuchmesse und Wollmarkt im 14. Jahrhundert.

zu bleiben, das könne er nicht versprechen. Das läge nun einmal nicht in seiner Natur, so wärs das Beste was er tun könnte, er versuchte es gar nicht erst. Und dann küßte er sie und nannte sie den allerhöchsten Schatz, den er je im Leben gehabt hatte.

Die Nachbarn sagten oft, wenn Jasper nicht gewesen wäre, hätte der Hof längst unter den Hammer müssen; ein Mundwerk wie ein Rämmersteert hätte ihn nicht hochgehalten. David selbst hatte manchmal ein halbes Gefühl davon. Aber das war nur ein Grund mehr, zufrieden zu sein, daß alles in so guten Händen war, und er ließ dem Bruder auf dem Feld wie auch sonst in der Wirtschaft so ziemlich freies Spiel. Nur im Augenblick, wo es was zu handeln gab, fand David sich ein, und es war ausgeschlossen, daß er je das Fell von einem nuchternen Kalb oder ein Schipp Hinterhorn zu billig weggegeben hätte.

Geldsachen, nein, die waren nichts für Jasper. Das hatte er von seinem Vater, und manches sonst noch dazu. Besonders auch dies, daß er niemals größeres Vertrauen zu sich selber besaß, als wenn er allein oder höchstens noch mit seinen Tieren zusammen war. Da hatte er gleich einen sicheren Gang und trug den Kopf viel freier als sonst, brumnte auch wohl mit geschlossenem Mund fröhlich tiefe Töne vor sich hin. Aber das letzte blieb doch eine Seltenheit; die tauenden Kühe erstaunten jedesmal und steßen für einen Augenblick das Maul schief stehen.

Ja, mit den Tieren konnte Jasper umgehen, wie kaum ein Mensch mit Menschen. Er hatte einen richtigen klaren Verstand für alles, was mit ihnen zusammenhing. Kam nicht Bauer Holm von Butweet und bot, er sollte Sonntag früh herübersehen und dabei sein, wenn sein dreijähriger Schimmel zum ersten Male vor die Schleppe gespannt werden sollte? Jedermann hatte ein Unglück vorhergesagt, denn das Tier war ein Unband; und nun ging alles wie geschmiert. Pferde sind klüger als Menschen, sie merken in der ersten Sekunde, wer die Zügel in Händen hat.

Jasper konnte das Gewicht eines Fettschweines aufs Pfund treffen und er wußte mit einem einzigen Griff, ob in dem angeborenen Stück Vieh eine gute Milchkuh steckte. Aber er mischte sich mit keinem Wort in das, was der Händler mit seinem Bruder zu reden hatte. Er stand nur zuhörend dabei und verschwand, sobald die Sache zum Abschluß kam.

David war das gewöhnt, und es war ihm bequem und selbstverständlich. Er mochte auch nachher den Mund zum Erzählen nicht groß auf, sondern sagte nur, na ja, das Schwein ginge nun weg, oder daß der Bruder die braune Wittkot morgen früh am Dampfschiff abliefern könnte. Dann striegelte Jasper die Kuh und schnitt ihr das Schwanzhaar ab, so daß sie stattlich und blank, schöner als andere Kühe von anderen Höfen, ihren letzten Gang antrat. (Fortf. folgt.)

Handwerkerdarstellungen aus dem Mittelalter.

Die frühgermanische Zeit kannte kein Handwerk im heutigen Sinne. Alles, was die Menschen gebrauchten, wurde im eigenen Hause hergestellt; man kann also nur von einem Hausgewerbe jener Zeit sprechen. Es bestand allgemein die Auffassung, daß es eines freien Mannes unwürdig sei zu arbeiten. Krieg und Jagd allein waren sein Geschäft. Die Arbeit im Hause überließ er den Schwachen, den Weibern und Sklaven. Diesen Begriff der schändenden Arbeit findet man bei wilden Völkern zum Teil noch heute. So überlassen zum Beispiel auch die Indianer den Frauen alle Tätigkeit im Hause und behal-



Zimmermann bei der Arbeit
Holzschnitt von R. Wohlgemuth. (1409).

ten sich selbst die Jagd und den Fischfang vor.

Benutzte man in alten germanischen Zeiten die Sklaven, also die Gefangenen aus anderen Ländern, zu den hausgewerblichen Arbeiten, so hatte das den Vorteil, daß diese Fremdlinge, die zum großen Teil aus Italien kamen, oft viel Geschick besaßen und allerhand aus ihrer weiter entwickelten Heimat in die Fremde übertrugen. Ein einziges Handwerk gab es allerdings, welches die Germanen selbst pflanzten, das war das Gewerbe der Waffenschmiede. Aber auch hier erhielten sie Anregung durch die erbeuteten Waffen höher kultivierter Feinde. Alle anderen Gegenstände, handelte es sich nun um Hausrat oder Kleidungsstücke festlicher Art, wurden innerhalb des Hauses und der Familie hergestellt.

Die erste Aenderung in diesen Zuständen brachten die Klöster. Hier hatte man

Zeit und Muße und vor allem das Bestreben, irgendwelche bestimmte Tätigkeit zu pflegen. Ebenso wie die ersten Anfänge eines Volksunterrichtes entstammen auch die ersten Versuche eines eigentlichen Handwerks, das heißt eine Teilung der Arbeit hinsichtlich der Gewerbe, den Klöstern. Neben der Pflege von Kunst und Wissenschaft beschäftigten sich die Mönche mit industriellen Erfindungen und Verbesserungen. So erfanden zum Beispiel Klosterbrüder die feine Bierbrauerei, die Insassen der Nonnenklöster warfen sich auf kunstvolle Stide-

Genz & melier.



Handwerksleute des 14. Jahrhunderts.

reien und Webereien. In St. Gallen hatte man Mühlen, Brauereien, Bäckereien, Werkstätten für Schuster, Gerber, Drechsler, Erzgießer, Bildhauer usw. Alle die Unterdrückten und Verleugerten, die in den Klöstern Zuflucht suchten, konnten so, ihrer Anlage nach, beschäftigt werden, und da die Mönche stets in Fühlung mit den Wissenschaften standen, so kamen ihnen die Errungenschaften der Chemie und Physik bei ihrer Pflege des Handwerks sehr zugute.

Allmählich kamen die Gewerbe auch in die inzwischen entstandenen Städte, wo sie nun von freien Männern niederen Standes betrieben wurden. Nach und nach, mit dem langsamen Aufblühen der Städte, hoben sich auch die Handwerke. Waren bisher die Klöster die alleinigen Stätten der Bildung gewesen, so wurden sie im Lauf der Zeit von den Städten abgelöst. Gleichzeitig wuchs hier das Bedürfnis nach einer Verfeinerung der Lebensbedürfnisse, des Hausrates, der Kleidung. Dieses stärkte den Gewerbesinn und hob das Handwerk auf eine höhere Stufe. Friedrich v. Hellwald berichtet in seiner „Kulturgeschichte“, daß es im Jahre 1387 bereits 99 Bäder in Frankfurt a. M. gegeben habe, und 88 Fleischermeister. Färber und Schneider werden schon aus dem 12. und 13., Kupferschmiede, Stück- und Stockengießer aus dem 14. Jahrhundert erwähnt, usw.

Aus der Mehrung der Bedürfnisse entstand die Notwendigkeit einer größeren Arbeitsteilung, und diese wieder zwang die Mitglieder gleicher Gewerbe zu engerem Anschluß aneinander. So entstanden Zünfte und Innungen im 12. und 13. Jahrhundert. Sie hatten ihre bestimmten Wappen und Fahnen, verehrten besondere Heilige, die sie zu ihren Schutzpatronen machten und deren Tage sie feierten. Jede Zunft hatte auch ihr besonderes Wappen, das an ihrem Zunfthause prangte und ihre Fahne zierte. Auf den Bannern, hinter denen sich, bei Aufzügen und Festen, die einzelnen Zünfte aufreiheten, kamen meist Szenen aus dem betreffenden Handwerk zur Darstellung, so zum Beispiel bei den Schuhmachern ein auf dem Schemel sitzender Geselle, der auf das übergeschlagene Knie einen Stiefel geschnallt hat, u. a. Oft aber begnügte man sich auch mit einem Handwerkszeug auf dem Banner, einer Drehel, einem Hobelstein usw. Bei der Ahtung, welche das Handwerk gewonnen

hatte, ist es kein Wunder, daß Künstler, Maler und Graphiker oft ihre Motive aus dem Leben der Handwerker nahmen. Vorzüglich in den Kupferstichen und Holzschnitten, welche in jener Zeit eine ganz andere Rolle spielten als heute, waren sie es doch, welche, massenhaft im Volke verbreitet, aufklärend, belehrend und unterhaltend wirkten.

Aus den zahlreichen überlieferten Stichen und Holzschnitten aus dem Mittelalter können wir uns ein Bild von der damaligen Handhabung der Gewerbe machen. Da gibt es zum Beispiel von Hans Burgkmair, dem berühmten Holzschneider, aus seiner Sammlung „Weißtunig“ eine Darstellung der Waffenschmiedewerkstatt. Meister und Gesellen sind eifrig an der Arbeit, hämmern und punzen. Vor ihnen liegt allerlei Werkzeug, an den Wänden hängen fertige Rüstungen; Amboss, Feuerherd und Blasebalg sind deutlich zu erkennen. Daß zu den Handwerken damals auch solche Berufe rechneten, die wir in unserer Zeit nicht dazu zählen, zum Beispiel die Chirurgie und die Zahntechnik, ist verbürgt. Zwei Kupferstiche des Lukas von Leyden aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeigen uns den Chirurgen und den Zahnarzt bei der Arbeit. Daß das Zahnziehen auch schon damals eine recht schmerzhaft Angelegenheit war, beweist das Gesicht des Leidenden, mehr noch das der mitfühlenden Frau, die übrigens mit der einen Hand schon in den Geldbeutel greift, um den Zahnarzt zu bezahlen. Außerst schmerzhaft scheint auch die Behandlung bei dem Arzt zu sein, wel-

vorzüglich beobachtet. Er erinnert uns, in seiner verbindlichen Art, durchaus an seine heutigen Handwertsgenossen. Der Drogenhändler mutet weniger modern an, in seinem geheimnisvollen Berleß, wo er die Tränke braut und merkwürdig, etwas wild anmutende Kunden empfängt. Offen, in freier Luft, arbeitet dagegen der Färber.



Schuhmacher bei der Arbeit
(Glasmalerei des 13. Jahrhunderts.)

In hellein Licht, bei offenem Fenster, schaffen auch der Goldschmied mit seinen Gesellen. Dieses Bildchen weckt in seiner fein ausgeführten, subtilen, ins Einzelne gehenden Art die Erinnerung an sein ziseliertes Gold- und Silberarbeiten. Einfacher, gröber und derber ist (folgerichtig) die Werkstatt des Drahtziehers dargestellt. Der Darstellung des Glodengießerhandwerks liegt eine gewisse Großzügigkeit zugrunde. Beim Kannengießer sehen wir einen älteren Hand-

Körpern der anorganischen Chemie findet sich eine Reihe bekannter Mittel: Elemente, Elektrolyte (Säuren, Basen und Salze) und Oxydationsmittel. Unter den organischen Verbindungen sind besonders viele Beziehungen zwischen der chemischen Konstitution und der Desinfektionskraft entdeckt worden. Gewisse hierbei gefundene Gesetze erlauben zum Teil, aus dem chemischen Aufbau einer Substanz einen Schluß auf ihr Desinfektionsvermögen zu ziehen. Nicht minder bedeutungsvoll sind die Zusammenhänge zwischen der Desinfektionsgeschwindigkeit und einigen physikalisch-chemischen Eigenschaften der Zellgüste, der Löslichkeit, der Absorptionsfähigkeit usw. Eine ganze Gruppe wichtiger Desinfektionsmittel ist in Wasser schlecht löslich: die Kreosole. Um sie mit Wasser mischbar zu machen, werden sie mit Seifen verestert. Die Kreosolseifen (Nysol, Kreolin usw.) bilden im Wasser keine echten Lösungen, sondern Emulsionen, in denen die Kreosole aus den Seifentropfen in die Bakterien dringen. Durch Salze wird die Desinfektionskraft der Kreosolseifenlösungen verstärkt. Eine Reihe anderer Desinfektionsmittel wird von den Bakterien nach den Absorptionsgesetzen aufgenommen. Die Bakterien sind nach Art, Unterart, Alter usw. gegen Desinfektionsmittel sehr ungleich empfindlich. Ihre im Verhältnis zur Masse des Körpers ungemein große Körperoberfläche begünstigt natürlich die Anreicherung von Gift in einer gewissen Menge an dieser Oberfläche, und Zusammenklumpung schützt deshalb. Das Medium ist das Sus-



Der Goldschmied.



Der Drahtzieher.



Der Drogenhändler.



Der Barbier.



Der Kannengießer.



Der Glodengießer.

cher dem Kranken anscheinend ein Geschwür hinter dem Ohr entfernt. Die abwehrend erhobene Hand und der leidende Gesichtsausdruck des Patienten, der in einer für den Arzt bequemen, für ihn selbst weniger behaglichen Stellung am Boden sitzt, wecken das Mitleid. Eine Reihe von Holzschnitten des Jost Amman führt uns durch die Werkstätten verschiedenster Art. Da ist der Tuchschärer, der die große Schere handhabt, der Schneider, der den Stoff verarbeitet. Wären die mittelalterlichen Kostüme nicht, so könnten wir uns bei diesem Bild sehr wohl in eine moderne Schneiderstube versetzt fühlen. Der Meister schneidet mit der großen Schere zu, die Gesellen sitzen nährend auf dem Tisch, an den Wänden hängen auf Bügeln die fertigen Sachen, darunter ein gefälteltes (anscheinend plissiertes) Kleid, dessen Falten fest gespannt sind. Weiter sehen wir den Barbier bei der Arbeit, haarischneidend und kopfwaschend. Stellung und Ausdruck des im Vordergrund hantierenden Meisters (mit dem Frisierkamm hinter dem Ohr) sind

werker mißtrauisch auf den jungen Lehrling blickend, der mit dem Hammer auf die Form schlägt. Aus dem 14. Jahrhundert stammen die einfachen Darstellungen von Kaufleuten und Handwerkern mit ihrem Gerät, die wir wiedergeben. Auch die Glasmalerei, den Schuhmacher darstellend, entstammt dieser Zeit. Ein Jahrhundert später entstand Wohlgenuths schöner Holzschnitt: Zimmermann bei der Arbeit.

Desinfektion.

Die Wissenschaft von der Desinfektion ist, wie bekannt ist, ein Zweig der Biologie, der Lehre vom Leben; denn die Kenntnis der Lebensbedingungen der krankheitserregenden Bakterien ist eine Voraussetzung der Desinfektion. Gleich allen Lebewesen, beanspruchen die Bakterien gewisse Mindest- und Höchstgrenzen der Temperatur, der Belichtung, des Wassergehaltes des Nährbodens und der sonstigen chemischen qualitativen und quantitativen Zusammensetzung desselben. Werden die diesbezüglichen Bedingungen nicht erfüllt, so hört die Möglichkeit des Wachstums der Bakterien auf und es kommt zu deren Schädigung oder Tod. Die Praxis der Desinfektion bedient sich deshalb vielfach zur Tötung der Bakterien der Lichtstrahlen, der Trocknung usw., als physikalischer, gewisser Substanzen als chemischer Desinfektionsmittel. Die Desinfektionskraft eines zur Tötung von Bakterien angewendeten chemischen Mittels ist von Substanz zu Substanz verschieden, entsprechend ihrer chemischen Natur. Unter den

pensionsmittel für die Bakterien, das Suspensions- und Lösungsmittel und der Verteilungsweg für die Gifte, sowie der Träger dritter Substanzen, die in der Praxis nie fehlen und die Desinfektion weitgehend beeinflussen. Das Medium spielt also bei den Abtötungsprozessen eine wichtige Rolle. Die dritten Substanzen können die Desinfektion beeinflussen durch Wirkung auf die Bakterien, auf das Medium oder auf das Desinfektionsmittel. Ein besonderer Fall ist der, wobei die dritte Substanz selbst ein Desinfektionsmittel ist, wobei gegenseitige Indifferenz, gegenseitige Verstärkung und gegenseitige Abwächung beobachtet werden. Ein besonderes schwieriges Problem ist die Abtötung von Bakterien in lebenden Tieren, die als „Chemotherapie“ bezeichnet wird. Dabei gilt es, das Gift für die Bakterien möglichst wirksam zu machen, ohne dabei die Körperzellen des Trägers der Bakterien zu schädigen. Deshalb müssen gleichzeitig mit der Desinfektion Schutzmaßnahmen für das Tier angewendet werden. F.



Der Hutmacher.



Der Färber.

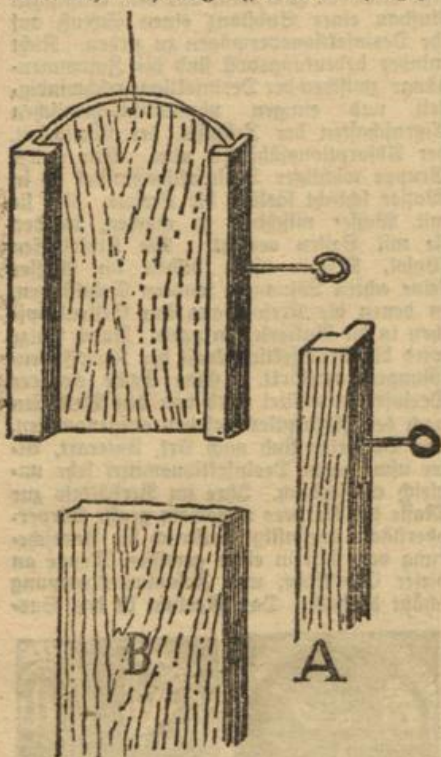


Der Tuchscherer.



Der Schneider.

Im Hühnerhof gibt es nun wieder tüchtig Arbeit. Schon die Ställe verlangen sorgsameres Augenmerk. Die Auslauffür ist meist als Falltür eingerichtet; sie wird mittels einer Schnur herabgelassen und emporgezogen.



Verchluss für Hühnerstalltür.

Eine solche Einrichtung bietet gegen Diebe aber keinen genügenden Schutz. Man fertigt sich daher eine Vorrichtung, wie sie unsere Abbildung veranschaulicht. Die Abbildung zeigt die Falltür von innen gesehen. Man bohrt durch die Leiste A und etwa 10 Zentimeter tief in die Seitenwand der Aus-



Hühnerhaus, Voliere, Ställe.

lauf für B hinein ein Loch und steckt einen starken Eisenstab hindurch, der, um ihn besser handhaben zu können, an dem Außenende in einen Ring ausläuft. Auf diese Weise ist die Tür gegen ein unbefugtes Emporheben von außen vollkommen geschützt. — Bald ist es nun auch an der Zeit, der jungen Brut zu gedenken. Ein Futterhäuschen für Rücken anzulegen empfiehlt sich sehr. Unsere Abbildung zeigt uns ein solches Häuschen, dessen eigentlicher Futtertrög herausnehmbar ist. Aus Holz oder Zinkblech kann man sich belbe Gegenstände anfertigen. In jede Abteilung der Aufzuchtsträume kommt ein derartiges Häuschen zu stehen. Das Häuschen benötigt man zur Rückenauflucht, damit die führende Henne nicht mit von dem Futter nascht, aber auch, um es rein zu halten. Das andere Bild zeigt einen Futtertrög aus schmalen Stäben angefertigt, das engere für die erste Zeit und das weitere für später, wenn die Krücken schon etwas herangewachsen sind. — Erwähnt sei auch noch das Kleintierhaus; es ist zu ebener Erde angelegt und

hat vier Räume. Von links nach rechts gerechnet einen 3 Meter langen, 2,50 Meter tiefen Scharraum; der 2 Meter breite Mittelraum ist geteilt in einen 1 Meter tiefen Vorraum und den 1,50 Meter tiefen eigentlichen Hühnerstall. Daran schließt sich nach rechts ein dritter Raum von 2 Meter Breite und 2,50 Meter Tiefe. Die Höhe kann beliebig gewählt werden, doch genügen 2 Meter vollkommen. Will man sich lediglich auf Geflügelzucht beschränken, so wird der neben dem Scharraum liegende Stall den Hühnern vorbehalten, während Enten oder Gänse in dem Raum an der rechten Seite untergebracht werden. Dieser letztere Raum kann aber auch als Ziegenstall Verwendung finden; ebenso können dort Etagenställe für Kaninchen zur Aufstellung gelangen. — ei-

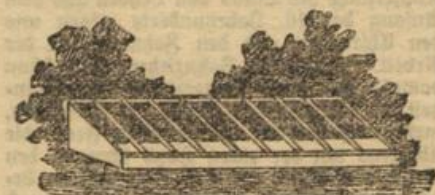
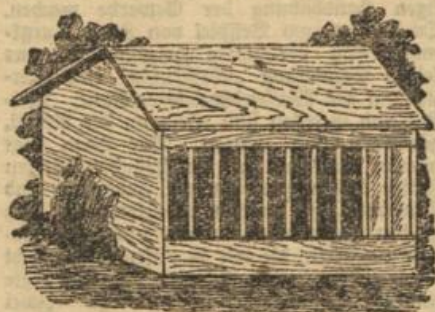
Fahl dämmert der Morgen ...

Fahl dämmert der Morgen im Osten.
Taumlig und schwer
Zieht noch der neblichte Dunst daher
und ballt sich zu Klumpen. [glosten
Häuten wirrer Steine. Verkohlte Balken
Gespenstergleich zum trüben Morgenhimmel.
Der Kirchturm, wild-zerflossen, [Pflosten.
Stützt wankend sich auf brandumschwelte

Ringsum nur Schutt.
Einsam verhallt von fern ein Schritt.
Kommandorufe!
Zwei schwarze Vögel fliegen auf
Wie dunkle Codesboten Otto Meier.

Der amerikanische Soldat erfreut sich gegenwärtig wieder mal der Achtung in eigenen Lande, die ihm in Friedenszeiten gewöhnlich ver sagt bleibt. Die Wert schätzung des Mannes im bunten Rock, die in einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht nicht gering ist, vernimmt man bei den Amerikanern fast gänzlich. Diese sprechen dem Soldaten in Friedenszeiten beinahe jeden Wert ab und tragen ihre Meinung offen zur Schau, indem sie den Verkehr mit Heeresangehörigen der niederen Dienstgrade gesellschaftlich meiden. In der „guten Gesellschaft“ sind die Leutnantsuniformen auch nicht gerade beliebt und die Offiziere ziehen es vor, in Zivilrock zu kommen. In besseren Vergnügungsorten findet man am Eingang manchmal ein Plakat, das die Anwesenheit von Soldaten als unerwünscht bezeichnet. Der gemeine Soldat gilt als Rauf- und Trunkenbold, als Störenfried, als ein Mann, der zu nichts besserem taugte und das schlechteste Geschäft, das Waffenhandwerk, ergreifen mußte, ein Geschäft, das kein Geld einbringt, keine Erwerbchancen hat und darum sehr gering gewertet wird. Das wird sofort anders, wenn das Land in einen Krieg eintritt, wie man das zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges beobachten konnte. Da tritt ein völliger Umschwung in der öffentlichen Meinung ein. Jetzt wird der Soldat wertvoll; sein Wert liegt unbestreitbar klar zutage. Jetzt wird es Pflicht für den Bürger, auch Soldat zu werden sich freiwillig zu stellen, und als Mann im Waffenrock ist er dann überall willkommen, alle Tore stehen ihm offen. Jeder tüchtige Kerl will jetzt Soldat sein, wohlverstanden, wenn der Krieg populär ist. Ein Volkstier, der in den Augen seiner Wähler nicht Einbuße erleiden will, zögert nicht lange, sich freiwillig zu melden, um „fürs Vaterland zu sterben“, wenn er auch ganz genau weiß, daß man ihn als untauglich bald wieder laufen läßt oder in irgend-

einen sicheren Posten steckt. Jedenfalls ist er stolz darauf, sich gemeldet zu haben, um auch Soldat zu sein. „My country, right or wrong“ so schreit er, so tönt es aus der Presse, so ruft man überall. „Mag es im Recht oder Unrecht sein, mein Land ist es, mein Vaterland!“ — Der erste Hauch der



Futterhäuschen für Rücken.

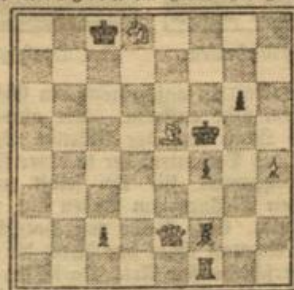
Begeisterung geht freilich schnell vorüber. Dann will der Amerikaner Resultate sehen, schnelle Erfolge wie bei jeder anderen Unternehmung, denn „Zeit ist Geld“. B.

Schach.

Bearbeitet vom Vorsitzenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 2

D. Wozgien im Felde (Original).



Mat! in 2 Zügen.

Weiße: a. c3, b. e2, c. f1, d. e5, e. f5, f. f2, g. h2, h. c2, c. d5, d. hauer: h1. Schwarz: f4, g5.

Lösung Nr. 1. G. 055 e1. 1. Df8-f6 Ab4xc5, 2. G2-d4+ 1. . . . Rb4xf6, 2. d3-d4+ 1. . . . Sb4-a5, 2. Df6-c3+ Eine schöne Wending des Königs auf h4 und drei nette Matlösungen.

Schottische Partie.

Weiße: Kamerad: Braute. Schwarz: Kamerad: Gerg. 1. e3-e4 c7-c6 9. Bb5xd7 Kc8xd7 2. e4-e5 e8-e6 10. De5-d5 Ta8-b8 3. d2-d4 e6xd4 11. Sb1-c3 Ee8-f6 4. Ee3xd4 e5xd4 12. Dd5-f5+ Kd7-e8 5. Dd1xd4 c7-c5 13. 0-0-0 Tc8-d8 6. Dd4-c5+ Dd7-e7 14. e4-e5 Ee8-d7 7. Ee1-f1 d7-d6 15. e5xd6 Dc7-f6 8. Kf1-b5+ Kc8-d7 16. Ee3-d51 Aufgeben, droht matt oder Damenverlust im nächsten Zuge. Problem und Partie sind uns aus dem Felde, von der Schachmeistertruppe 62, zugesandt worden.

Ein der Offiziere ist gegen Schluß des Jahres ein Feldturnier zu Ende gegangen, zu welchem die Abteilung „Korden I“ des Berliner Arbeiter-Schachklub 5 Mitglieder gestiftet hatte. I. Sanitäts-Unterschiedler Habs 16%, II. Sergeant Habs 10, III. Bedienst. Marrel 9%, IV. Bedienst. Geies 6%, V. Bedienst. Wein 6 gew.

Preislisten: Alle Schachsendungen an P. Oedlischlager, Berlin N. 65, Postfach Nr. 101.